

## **Bringt die Notfallseelsorge überhaupt etwas, und wenn, was – und wem?**

12. Januar 2005

Die Notfallseelsorge hat eine zwar kurze, doch interessante Geschichte. Obwohl selbst nie explizit als Notfallseelsorger tätig, war ich dabei und bin hier im Raum neben Herrn Spieth wohl der älteste Zeitzeuge der Entwicklung.

Was bedeutet es, wenn wir nach fast flächendeckender Einführung der Notfallseelsorge in Baden-Württemberg und auch bundesweit etwas provozierend ganz schnöde die Frage nach dem Nutzen stellen? Sind wir uns überhaupt über Sinn und Zweck einig? Ich habe da inzwischen so meine Zweifel. Vielleicht finden wir eine Antwort darauf, wenn wir uns der Nutzenfrage zugewandt haben.

Doch zunächst ganz kurz: Was ist Notfallseelsorge? Ich vertrete einen sehr weiten Begriff von Notfallseelsorge und mache zunächst einmal keinen Unterschied zwischen der Krisenintervention, der Notfallseelsorge im Sinne der Konzeption der Kirchen in Württemberg, dem Notfallnachsorgedienst des DRK, oder auch der Notfallpsychologie. Auch Defusing und Debriefing gehören für mich dazu.

Notfallseelsorge beginnt einerseits mit ihrer konzeptionellen Gestaltung und organisatorischen Planung. In der Praxis jedoch beginnt Notfallseelsorge bereits mit dem Erst-Retter und der Art und Weise, wie er eine verunfallte Person anspricht und dabei die seelisch-psychische Situation berücksichtigt. Notfallseelsorge endet mit dem Abschluß der Notfallseelsorge-Bemühungen auf Wunsch des Betroffenen. Die Abgrenzung zu allgemeiner Seelsorge liegt für mich nur darin, daß Notfallseelsorge in Situationen stattfindet, in denen Notfalldienste wie Polizei, Feuerwehr und Rettungsdienste eingeschaltet werden. Auch eine später stattfindende regelrechte psychologische Behandlung zur Traumabearbeitung möchte ich ausschließen. Natürlich ist es sinnvoll, verschiedene Aspekte innerhalb des so umrissenen Notfallseelsorge-Feldes auch begrifflich zu unterscheiden – ich habe sie benannt -, auch mag man jeweils dafür gesonderte institutionelle Zuordnungen treffen, was wohl anscheinend unvermeidlich ist.

Wir heben in dieser Tagung zwar besonders auf den Erstkontakt in der Notfallseelsorge ab, der dann auch meist der einzige ist. Doch im folgenden beziehe ich mich ganz allgemein auf die Notfallseelsorge im weiteren Sinne, soweit ich keine Besonderheiten hervorhebe – und die Beispiele, die ich aus meiner Erfahrung anführen werde, haben nicht alle den Einsatz von Polizei, Feuerwehr und Rettungsdienste im Hintergrund.

Da ich mich eingangs schon als von Beginn an mit der Entwicklung der Notfallseelsorge im Württemberg vertraut bezeichnet habe, möchte ich die Antwort auf die gestellte Frage chronologisch gliedern und dabei drei Phasen unterscheiden.

- Die erste nenne ich **Katastrophenseelsorge**, ein Konzept, das Notfallseelsorgeleistungen umfaßt hat, auch wenn es den Begriff zu der Zeit nicht gab.
- Die zweite Phase hat den Titel **Überbringung von Todesnachrichten**. Hier wurde – auch noch vor dem Begriff der Notfallseelsorge – ein bis heute herausgehobener Teil der Notfallseelsorge erkannt und in Ansätzen organisatorisch geregelt.
- Die dritte Phase schließlich ist die der **Notfallseelsorge in Rufbereitschaft**, wie wir sie heute in unterschiedlicher, doch im wesentlichen gleicher Weise flächendeckend antreffen.

### **Die erste Phase: Katastrophenseelsorge**

Vor dem Begriff der Notfallseelsorge gab es das Konzept der Katastrophenseelsorge. Mein damaliger Kollege im evangelischen Polizeipfarramt hat über ca. 10 Jahre hinweg die Frage der Katastrophenseelsorge auf jährlichen Tagungen traktiert. Über den Nutzen ließ er sich mir gegenüber freimütig aus: Er wollte die Polizeiseelsorge absichern, denn die gründete auf einem zeitlich begrenzten Erlaß des Innenministeriums, war also prinzipiell dem politischen Wandel unterworfen. Mein Kollege sah vornehmlich seine unabhängige Stellung gefährdet, unabhängig gegenüber der Kirchenleitung, die er, so gut er konnte, in seinem Sinne lenkte, und das konnte er sehr gut. Unabhängig aber auch von der Zufälligkeit politischer Instanzen. Auch diese steuerte er sehr geschickt, wollte sich aber zur Absicherung die Verbände von Feuerwehr und Rettungsdiensten verpflichten, auch dieses gelang ihm. Als ehemaliger Weltkriegsoffizier dachte er strategisch – und Seelsorge war ihm Mittel zum Zweck. Als das erste Mal – war es das erste Mal? ich weiß es nicht – also als damals die Frage der Überbringung von Todesnachrichten aufkam, höhnte er: »*Die Benachrichtigung von Toten!*« Er hielt nichts davon, denn das war eine ihm viel zu personennahe, zu intime Aufgabe. Sein Ziel war die strategisch vorbereitete Katastrophenseelsorge; Leitbild war damals die Flutkatastrophe in Hamburg.

Wenn ich es richtig beurteile, war es jedoch ein strategischer Fehler, nur Strategie zu betreiben. Seine Eigenmächtigkeiten schufen ihm nicht nur Freunde – er verhandelte wie von gleich zu gleich mit den Großkopfen, mit Bischöfen und Ministern und nötigte sie in seine Tagun-

gen. Das lassen sich Imperien nicht bieten. Sie haben einen langen Atem, und spätestens mit der Pensionierung des Kollegen waren die Projekte nur noch Papier. Ich war locker eingebundener Zuschauer der Entwicklung.

Welchen Nutzen hatte die Katastrophenseelsorge, die ja nicht nur die Logistik der verfügbaren Gemeindegemeinschaften und ehrenamtlichen Mitglieder umfaßt, sondern auch individuelle Seelsorge eingeplant hatte? Der immense Aufwand an Geldmitteln und gedanklicher Vorleistung, der in dieser Phase betrieben wurde, war jedenfalls für die von Notfällen Betroffenen fast wirkungslos verpufft.

Die genannten Gründe waren allerdings nicht die einzigen für das Scheitern des Projekts. Die Konzeption der Katastrophenseelsorge wurde in der Zeit des Kalten Krieges entwickelt, konnte als strategische Unterstützung für einen Kriegsfall verstanden werden und wurde von der 68er Generation und dem Teil der politisch eher links ausgerichteten Pfarrerschaft auch so verstanden. Im Rückblick ist klar, daß dieses *top-down*-Konzept im Sande verlaufen mußte. Und die Polizeipfarrerkollegen, von denen ich zwar kaum einen links einordnen würde, waren dennoch für seine – wie ich meine – logisch richtigen Strategieansätze nicht zu gewinnen.

Der angestrebte Nutzen kam, so mein Fazit für diese Phase, allenfalls dem Ansehen der Organisatoren zugute. Wäre das Konzept jedoch erfolgreich gewesen, hätte sich ein Sekundärnutzen für Betroffene ergeben können.

### **Die zweite Phase: Überbringung von Todesnachrichten**

Es gab, so etwa Mitte der 80er Jahre, einen Erlaß des Innenministeriums, nach dem Todesnachrichten – normalerweise Aufgabe der Polizei – von Fall zu Fall und in Absprache auch allein durch den zuständigen Gemeindepfarrer überbracht werden durften. Ein Aufschrei ging durch einen Teil der Pfarrerschaft: »*Wir sind doch keine Todesengel!*« Einige wenige Pfarrer luden uns Polizeipfarrer zu einem Referat über die Thematik ein, und in Stuttgart etablierte sich ein ehrenamtlicher Begleitdienst für Polizeibeamte für die Überbringung von Todesnachrichten. Doch insgesamt stellte sich bei der Polizei die Meinung ein: »*Wir müssen es in der Regel doch allein machen.*« Grund dafür waren konfessionell enges Denken der Kollegen in der Kirche in beiderlei Gestalt, Koordinationsprobleme beim Einsatz, und wie schon gesagt, der Widerstand mancher Kollegen mit dem Stichwort Todesengel. – An diesem Punkt kehrt sich unsere Fragestellung um: Schadet Notfallseelsorge? Zumindest meinten einige Kollegen, sie könne – nämlich ihnen.

Als Ergebnis der Erregung nahmen wir Polizeipfarrer das Thema in unseren Berufsethischen Unterricht auf – mit wenig Erfolg, denn diese jungen Beamten kannten Unglück und Tod zu- meist nur aus Fernsehen und Video und nahmen nicht wahr, welche Belastung auf sie mit Sicherheit zukommen wird. Erst als wir, mein katholischer Kollege und ich, aus aktuellem Anlaß gebeten wurden, ein Seminar für Beamte in der Praxis, im sogenannten Polizei- Einzeldienst zu veranstalten, gewann das Thema an Fahrt. Ergebnis war das Ihnen allen be- kannte Faltblatt <sup>1</sup>, das ich aus den Erfahrungen unseres ersten Seminars heraus verfaßte. Dann eine Reihe von gleichen Seminaren im ganzen Regierungsbezirk Tübingen und auch darüber hinaus. Und schließlich unser gemeinsames Buch zum Umgang der Polizei mit Trauer und Tod. <sup>2</sup>

Was und wem hat das alles genutzt?

Das Faltblatt nützt nach den Rückmeldungen noch heute denen, die eine Todesnachricht zu überbringen haben. Ich habe damals absichtlich auf die Hervorhebung der Verfasserschaft verzichtet, einerseits, weil ich das Blatt ohne das mir im Seminar gelieferte Material nicht hätte schreiben können, andererseits wollte ich keine Behinderung der Verbreitung des Blattes durch Urheberansprüche oder Eifersüchteleien. Jeder darf es nachdrucken. So ist ein nützlich- er, in mir unbekannter aber hoher Auflage gedruckter kostenloser Leitfaden entstanden.

Einen Nutzen haben neben den an den Seminaren teilnehmenden Polizeibeamten auch einige der Betroffenen gehabt, Menschen, denen die Polizei einmal eine Todesnachricht überbracht hatte, und die wir zum Bericht in unsere Seminare für Polizeibeamte einluden. Zunächst hatte ich die Befürchtung, daß wir sie nur instrumentalisieren, was sicherlich auch manchmal wohl so war. Doch einige äußerten sich geradezu dankbar, weil sie noch nie so über ihre Gefühle hatten reden können.

Ob es einen Nutzen hatte, daß unser Seminar auch im Fernsehen vorgestellt werden konnte, weiß ich nicht. Wer sieht schon *3sat*? Aber unser Ansehen in der Polizei hat es wohl doch erhöht. Ich sage das ohne alle Eitelkeit. Mir war wichtig, daß dieser Nutzen unserer Arbeit zugute kam.

Doch es gab noch einen anderen Nutzen: Wir, ich rede immer noch von meinem katholischen Kollegen und mir, wir machten das schon erwähnte Buch und waren dabei – wie wir überein- stimmend meinten – auch am Thema gereift, waren zu Periletalexperten geworden, wenn wir

---

<sup>1</sup> Kirchliche Polizeiseelsorge im Regierungsbezirk Tübingen in Zusammenarbeit mit der Polizeidirektion Biberach (ed.), *Sie haben eine Todesnachricht zu überbringen ...* Kontaktadresse: Landespolizeidirektion Tübingen

<sup>2</sup> Dierk Schäfer, Werner Knubben, ... *in meinen Armen sterben?*, Hilden 1996, 2. Auflage, ISBN 3-8011-0345-5

es durch unsere Profession nicht ohnehin schon waren, mein Kollege als ehemaliger Leiter der sigmaringer Kriminalpolizei und ich als Pfarrer. Dieser Nutzen war und ist mir wichtig, ich möchte ihn nicht missen. – Natürlich wurden wir direkt nach Erscheinen unseres Buches mit dieser exotischen Thematik von den Medien bedrängt, doch da ging es nur um den momentanen Nutzen für die Medien. Die schon genannte *3sat*-Sendung möchte ich ausnehmen, denn die war ernsthaft.

Doch wie sah Notfallseelsorge für mich – in meiner Zeit als Polizeipfarrer – ganz praktisch aus? Lassen Sie mich vier Fälle schildern, der erste noch bevor die Todesnachrichten ein Thema gewesen waren:

1. Am Fasnetsdienstag begleite ich die Nachtschicht einer Polizei-Streife. Wir kommen stocknüchtern in Festsäle voller verkleideter, aufgedrehter und angetrunkenen Menschen – auch ein neuer Aspekt für mich. Dann, wir sind gerade im Auto, ein Funkspruch: *»Umland x, bei Euch ist doch gerade der Polizeipfarrer. Fahrt einmal nach ...«* und dann kam die Ortsangabe. Ein Mann war gestorben. Die Leiche lag, nur mit einem Slip bekleidet, im Schlafzimmer neben dem Bett. Die Frau verzweifelt. Ich fühle mich unsicher und unwohl in meiner Haut, merke die Erwartungen, fühle mich mehr geschoben als handelnd, spreche ein Vaterunser. Der Beamte erledigt die Formalitäten – und dann sind wir wieder raus. Ich überlege, ob das wohl ein sogenannter erotischer Unfall war. Am nächsten Tag schreibe ich der Frau einen Kondolenzbrief. Sie antwortet nach der (katholischen) Beerdigung, es habe ihr sehr geholfen, in dieser schweren Stunde ... usw. Ich glaube ihr, möchte ihr glauben. Geholfen hat mein kümmerlicher Einsatz auf jeden Fall den Polizeibeamten. Denn alle Erwartungen lagen auf mir und ich frage mich noch heute, ob überhaupt ansatzweise und wie ich denen gerecht geworden bin.

2. In der Nachbarschaft eines Polizeiführers war ein Mann auf einem Werkgelände von einem Silo gestürzt, wahrscheinlich hatte er sich gestürzt. Es sei zwar nicht meine Aufgabe, meinte der Polizeiführer, aber ob ich nicht mal mit der Witwe ein Gespräch führen könne, ich kenne mich doch da aus. Ja, inzwischen kannte ich mich aus, führte das Gespräch und hatte den Eindruck, daß es der Witwe genutzt hatte, denn ich verstand und bestätigte ihr besonderes Anliegen für die unübliche Gestaltung des Grabsteins, die war nämlich für ihre Trauer wichtig. Auch mir hat dieser Einsatz genutzt, denn Jahre später hatte ich in meinen Vorträgen über Friedhofsfragen ein anschauliches Beispiel für die einengende Wirkung von Friedhofsordnungen hierzulande.

3. Zwei Mordfälle. Die Kommunikation zwischen der Polizei und den Angehörigen von Opfern ist oft schwierig, weil die Polizei Gründe hat, nicht alle Informationen rauszulassen und zudem die Angehörigen merken, daß auch sie als Verdächtige infrage kommen. Da kann der Polizeipfarrer als Interpret eingesetzt werden, und zugleich ist es ein Fall von begleitender Notfallseelsorge.

Im ersten Fall kommt gleich beim ersten Besuch bei den Eltern, deren Tochter vermißt wird, ein guter Rapport zustande. Ich kann mich gut einföhlen und die Eltern merken, daß sie sich und ihre Geföhle nicht umständlich erklären müssen. Sie föhlen sich offenbar verstanden. Nach etwa zwei Wochen wird die Leiche gefunden, ich überbringe die Todesnachricht und habe das Gefühl: Es war gut so, ein erlösender Abschluß bangen Wartens für die Eltern, ein stimmiger Abschluß für mich. Der Ortspfarrer war in die Betreuung eingebunden und machte die Beerdigung, wir hatten auch Kontakt miteinander gehabt, keinerlei Territorialgehabe, ich weiß die Leute in guten Händen. Nach der Verhandlung gegen den Täter nehme ich noch einmal Kontakt auf. Das war mir wichtig und nach meinem Eindruck auch stimmig für die Eltern. Dieser Einsatz hat deutlich erkennbar den Eltern in ihrem Prozeß des Bangens und des Trauerns genutzt. Dem Polizeibeamten auch, der nach harter, unangenehmer Arbeit an einer zwei Wochen alten Wasserleiche sich bei der Todesnachricht auf die Begleiterrolle beschränken konnte.

Der zweite Mordfall war nicht so eindeutig. Irgend etwas war beim Kontakt zwischen der Polizei und den Eltern der ermordeten jungen Frau schief gelaufen. Auch das Verhältnis zu ihren Eltern war nicht ganz klar und unproblematisch. Sie akzeptierten mich als Gesprächspartner, doch die Geföhleebene stimmte nicht richtig. Immerhin kann ich vermitteln, daß der Vater gegen den Rat der Polizei nach Freigabe der Leiche sie in der Leichenhalle sehen kann. Man hatte den aufgeschnittenen Hals rücksichtsvoll verdeckt, doch die Leiche sah in ihrer Verfärbung fürchterlich genug aus. Den Freund der jungen Frau verließ schon an der Tür der Mut, doch für den Vater war es wichtig, seine Tochter noch einmal gesehen zu haben – und ich hatte ihm Mut dazu gemacht. So weit, so gut. Doch wer war der Täter? Zum Trauerprozeß des Vaters gehörte unbedingt die Feststellung des Täters, und er hatte die fixe Idee, daß es diesen am Jahrestag der Tat unweigerlich zum Grabe ziehen werde. Er wollte unbedingt am Friedhof Nachtwache halten, und ich konnte ihm das nicht ausreden. Aber begleiten wollte ich ihn nicht, denn ich hielt die Idee für zu abstrus, als daß ich mir dafür eine Nacht im Freien um die Ohren schlagen wollte. Er tat es, aber der Täter erschien nicht. Ich hatte vorsichtshalber die Polizei informiert, daß sie den Mann in Ruhe lassen solle, falls er ihnen bei einer Nachtstreife auffallen sollte. Der Täter wurde erst viele Jahre später gefaßt. Doch ich frage

mich heute noch, ob ich nicht doch à la Gethsemane eine Nacht hätte mit ihm wachen sollen. Wie weit geht, wie weit darf oder muß Notfallseelsorge gehen?

4. Schließlich der Fall des toten Feuerwehrmannes. Ich war inzwischen vom Polizeipfarramt an die Akademie gewechselt, hatte das Thema, das inzwischen Notfallseelsorge hieß, mitgenommen und hospitierte einige 24-Stunden-Schichten beim Rettungsdienst der Feuerwehr. Als ich mir meinen dritten Tee aufgoß, die beiden anderen hatte ich einsatzbedingt nicht trinken können, kommt ein Anruf für mich. Der Mann von der Leitstelle schickt mich in das Gebäude gegenüber der Feuerwache. Dort sei die Firma xy, ich solle da mal reingehen. Komisch, denke ich – und gehe. Es handelt sich um eine Auslieferungsfirma, und ein Notarzt ist gerade dabei, einen Totenschein auszustellen. Auf der Trage, die zur Bahre geworden ist, liegt ein Mann, wie sich herausstellt ein Feuerwehrmann, der in seiner Freizeit dort eine Besorgung erledigt hatte und kollabiert war. Seine herbeigerufenen Feuerwehrkollegen erkennen ihn, obwohl er von einer anderen Wache ist. Sie sagen, sie hätten länger als üblich Wiederbelebungsversuche gemacht, weil es ein Kollege ist. Kurzes Gespräch mit dem Notarzt. Ja, solche Todesfälle wie aus heiterem Himmel erlebe er regelmäßig. Nein, vorbereitet auf solche Fälle seien sie nicht, nur das Medizinische eben. Dann laden wir den toten Kollegen in den RTW, obwohl der keine Toten aufnehmen soll, und fahren über die Straße auf das Gelände der Feuerwache. Wir werden erwartet. Durch die geöffnete Schiebetür greifen die anderen Kollegen, ziehen das Tuch vom Gesicht des Toten, »*Kenne ich den?*« und decken es wieder zu. Das geschieht einige Male. Ich fühle mich unwohl. Hätte ich mich vor den Toten stellen sollen und ihn vor der puren Neugierde schützen?

Am Funktisch höre ich den Diensthabenden, wie er einem Gesprächspartner am Telefon erklärt: »*Wir fordern die Polizei für die Überbringung der Todesnachricht an, weil wir das immer so machen*« – er sagt es mit Nachdruck, als ob er einem Widerspruch zuvorkommen will – »*und wir fahren ihn dann auf den Friedhof x, auch das machen wir immer so.*«

Nun, denke ich, in diesem Fall wäre die Todesnachricht Aufgabe des Leiters der Feuerwache, zu der der Verstorbene gehört – oder gar die seines Vorgesetzten. Aber die werden hier offenbar mit der Situation nicht fertig. – Da kommt auch schon die Polizei. Die Tür geht auf, die Beamten sehen mich: »*Ach, Herr Pfarrer, das ist aber gut, da können sie doch ...*« Nun ja. Wir fahren gemeinsam zur Witwe. Sie schickt den ca. 6jährigen Jungen auf unseren Wunsch ins Nebenzimmer. Ich bin unkonzentriert und tue meine Pflicht. Es entsteht keinerlei Gemeinsamkeit. Der Junge kommt wieder rein. Sie sagt es ihm. »*Können wir noch etwas für Sie tun? Jemanden herbeirufen?*« Nein, sie macht das selber. Auftrag erledigt, - aber war das Notfall-

seelsorge? Im Anschluß gibt es ein lebhaftes Gespräch mit den jüngeren Feuerwehrleuten, die es überhaupt nicht richtig fanden, wie dieser Fall auf ihrer Wache gehandhabt wurde – und sie erzählen von früheren problematischen Fällen. Ein gutes Gespräch, die Feuerwehrleute können ihren Frust von der Seele reden. Am Nachmittag tauchen andere Angehörige auf, sie wollen das Auto abholen, das die Feuerwehrleute aus Gefälligkeit auf dem Hof der Wache untergestellt hatten. Sie haben ein paar Fragen, man schickt mich vor und ich bitte die Angehörigen ins Gebäude. Das hatte es anscheinend noch nie gegeben, daß die Feuerwehrleute mit den Angehörigen eines Opfers zusammensaßen. Eine neue Erfahrung – und die Angst legt sich. Ich denke, daß es vielleicht doch nicht so falsch war, daß ich dabei war – auch wenn mir die Todesnachricht immer noch im Magen liegt.

**Die dritte Phase, die der Notfallseelsorge in Rufbereitschaft** ließ auf sich warten. Die Kirchenleitung bzw. der zuständige Kirchenrat wollte anscheinend nicht so recht ran. Der kirchliche Beauftragte bei der Landesregierung unterstützte schließlich die Sache, und es kam zu vorbereitenden Gesprächen mit dem Innenministerium. Dabei wurde deutlich, daß die Kirche schon lange im Verzug ist, die zugesagte Unterstützung zu organisieren. Über die Gründe könnte ich jetzt nur spekulieren. Immerhin schaffte es der zuständige Referent vor seinem Weggang vom OKR den Begriff Notfallseelsorge in dem neuen Erlaß des Innenministeriums unterzubringen. Darauf konnte man aufbauen. Inzwischen hatte ein *bottom-up*-Prozeß eingesetzt. Angeregt durch einige Großunglücksfälle hatten Kollegen von der Basis Fakten geschaffen, Vorbild waren vielfach Notfallseelsorge-Initiativen aus Landeskirchen, die die Aufgabe der Notfallseelsorge eher erkannt hatten. Einige Kollegen unserer Landeskirche hatten auch schon den Lehrgang zum FACHBERATER SEELSORGE an der Landesfeuerwehrschule in Bruchsal absolviert, ein Begriff, der unseren landeskirchlichen Referenten äußerst irritierte. Nun gab es auf einmal grünes Licht.

Ich brauche die derzeitige Konstruktion der Notfallseelsorge in diesem Kreis nicht zu schildern. Was bringt sie und wem nützt sie?

Ich denke, da sind in erster Linie die Dienste zu nennen: Polizei, Feuerwehr und Rettungsdienste. Sie können die unangenehmen Aufgaben delegieren. So war das – jedenfalls von mir – nicht gedacht. Mein Konzept war immer, Schrecken und Tod gesprächs- und reflektionsfähig zu machen für die, die handwerklich damit umgehen und dazu neigen, sich eine Hornhaut auf der Seele zu wünschen. Die erste Hilfe für die Seele sollte im Normalfall von den Einsatzkräften selbst geleistet werden. Erst wenn sie eine Folgebetreuung für nötig halten,



sollten sie einen Notfallseelsorger hinzuziehen, und zwar möglichst den, der ihnen persönlich bekannt und vertraut ist, weil er auch für eigene unverarbeitete Erlebnisse ihr Ansprechpartner geworden ist. Wer etwa zwei Wochen im Jahr in Rufbereitschaft liegt, wird kaum ein solcher Mensch sein können. Doch wenn die Einsatzkräfte Notfallseelsorge nicht als ihre eigene Aufgabe ansehen, müssen sie die Notfallseelsorger so häufig rufen, daß mehr als zwei Wochen Rufbereitschaft im Jahr nicht zu leisten sind. Immerhin können die Einsatzkräfte diese Aufgabe abgeben, wenn sie es, warum auch immer, für nützlich halten.

Wie weit die Notfallseelsorge den Betroffenen nützt, damit werden wir uns morgen ausführlicher beschäftigen. Vermutlich werden Sie immer wieder die Erfahrung machen, daß die Betroffenen froh sind, in solchen Situationen nicht allein gelassen zu werden. Wie nachhaltig das aber letztlich ist, weiß ich nicht. Ich halte es für problematisch, wenn nicht der Betroffene den Notfallseelsorge-Kontakt beendet, sondern der Seelsorger. Die Intimität der Situation, wenn sie sich denn ergibt, erlaubt eigentlich keine willkürliche Zeitbegrenzung. Doch hier wird noch einmal die Belastung durch Notfallseelsorge deutlich: Andere Pflichten rufen, andere Zuständige sind mißtrauisch, z.B. der Gemeindepfarrer, zu dessen Parochie der Betroffene gehört. Und überhaupt die Eifersüchteleien: *Notfallseelsorgerinnen und Notfallseelsorger, sind das nicht die, die was besseres sein wollen? Haben eine besondere Ausbildung und bilden sich was darauf ein. Dabei haben sie doch nur ein Faible für Blaulicht und Uniformen, sind ein bißchen sensationsgeil. Das stand vor gut einem Jahr sogar im Pfarrerblatt.*

Eins ist daran richtig: Die Sonderrolle. Ob man will oder nicht, die hat schon was!

Was bringt die Notfallseelsorge, und wem bringt sie was? Ich habe die Frage nicht beantworten können, denn es gibt zu viele Facetten des Nutzens und der Nutzer.

Was sollte sie den Beteiligten bringen:

Nun, den Betroffenen ein Stück erlebte Mitmenschlichkeit in ausweglos erscheinender Situation, und somit Stabilisierung in einer körperlich wie seelisch äußerst labilen Lage, erlebte Mitmenschlichkeit verbunden mit Fachwissen und Erfahrung für solche Situationen.

Den Helfern, Notfallseelsorgern wie Rettungsdienstlern, soll die Notfallseelsorge das Stück menschlicher Reifung bringen, die es uns ermöglicht, dem Schrecken standzuhalten und dem Tod mit Gelassenheit zu begegnen. Wenn wir diese Gelassenheit mit dem Bewußtsein, selber sterblich zu sein, verbinden, werden wir vielleicht auch Gelassenheit und Zuversicht verbreiten.

ten können. Eine Gelassenheit, wie sie in bewundernswerter Weise kürzlich in einem Artikel des limburgischer Bischofs Kamphaus deutlich wurde.<sup>3</sup>

Wenn die Notfallseelsorge sonst noch jemandem etwas bringt, sei es der Kirche Ansehen, den Rettungsdiensten Ressourcenersparnis, wenn sie den Krankenkassen Kosten spart, den Arbeitgebern schnellere Rekonvaleszenz ihrer betroffenen Arbeitnehmer beschert, was oder wem auch immer: sei es drum, das wird den Sinn der Notfallseelsorge nicht verdunkeln. Aber die Notfallseelsorgerinnen und Notfallseelsorger sollten sich immer bewußt sein, daß sie zuallererst den in Not geratenen Menschen einen Dienst leisten – niemandem sonst.

 Dierk Schäfer  
Evangelische Akademie  
Akademieweg 11  
73087 Bad Boll  
 (0 71 64) 79-209  
 79 5-209  
 [dierk.schaefer@ev-akademie-boll.de](mailto:dierk.schaefer@ev-akademie-boll.de)

---

<sup>3</sup> Dr. Franz Kamphaus, *Eine Fortsetzung findet nicht statt*, FAZ 11.11.2004